

Wie ein Heim zum neuen Zuhause wird



Foto: BeckerBredel

In der Trampolin- und Kletterhalle des Theresienheims sitzen Heimleiter Marc Schmitt und Bereichsleiter Heribert Denzer (links).

Nach schweren Zeiten in den Familien schöpfen Kinder bei den Helfern im Burbacher Theresienheim wieder Hoffnung.

VON FRANK BREDEL

SAARBRÜCKEN | „Benimm dich, sonst kommst du ins Heim.“ Wenn Heribert Denzer diesen Satz hört, sträuben sich ihm die Nackenhaare. Das Gleiche gilt, wenn in einem Krimi Rückblenden aus einem imaginären Kinderheim für eine schwere Jugend stehen sollen. Das Kinderheim, ein Ort des Schreckens? Wo Kinder eingeschüchtert, nur verwahrt, gar gequält werden?

Das Theresienheim in Burbach ist ein Kinderheim. Denzer ist Bereichsleiter und stört sich an diesem immer wieder transportierten Image sehr. „An Weihnachten bekommen wir Spenden, dann stehen wir mal in der Zeitung. Aber was hier geleistet wird, sieht die Öffentlichkeit nicht“, sagt er und hat die SZ daher zu einer Besichtigung eingeladen. „Wir sind ein

offenes Haus, die Türen sind selbst nachts nicht von innen abgeschlossen. Vor der Tür ist eine Haltestelle. Die Kinder und Jugendlichen könnten jederzeit wegfahren. Aber Ausreißer gibt es nur ganz selten“, erzählt Denzer.

Er begründet dies mit der Art der Jugendhilfe in seinem Haus. „Theresienheim bedeutet, dass man aus einer innerfamiliären Katastrophe das Beste macht. Eltern werden bei uns nicht verurteilt, sondern in alle Prozesse eingebunden“, erklärt er und betont, dass Mütter, Väter, Kinder, Erzieher und Jugendamt zusammenarbeiten und regelmäßige Treffen mit den Eltern fest dazugehören.

„Früher kamen Kinder in ein Heim und blieben dort“, beschreibt er, was vor Jahrzehnten gängige Praxis war. Heute sei das ganz anders. Bis zu 80 Prozent der jungen Leute kehren Denzer zufolge in die Familien zurück.

Das bestätigt Einrichtungsleiter Marc Schmitt. Im Durchschnitt seien die Kinder zwei Jahre im Theresienheim, weil es zuhause nicht funktioniere. Gründe könnten Alkohol- oder Drogenmissbrauch der Eltern, Straftaten, Überschuldung oder Verwahrlosung sein. In allen Fällen nehme das Jugendamt die Kinder in Obhut und bringe sie in einem Heim unter.

Davor müsse heute aber kein Kind mehr Angst haben. Das Heim biete jedem einen Platz in einer festen Gruppe, mit einem eigenen Zimmer, einer offenen Küche, Freizeitaktivitäten bis hin zur Kletterhalle und einer Zirkus-AG. Nicht zu vergessen sei, wenn gewünscht, der Kontakt zu Pferden und Ziegen.

Eltern würden eingebunden, Probleme offen angesprochen, und die Heim-Mitarbeiter versuchten, mit speziellen Hilfen die Familien wieder auf einen guten Weg zu bringen. „Ein Besuchszimmer gibt es bei uns lange nicht mehr. Die Eltern gehen zu ihren Kindern in die Gruppe, kennen die Zimmer und die Wohnsituation. Und die Kinder gehen regelmäßig zu ihren Eltern, wenn sie es wünschen und keine triftigen Gründe dagegensprechen wie ein gerichtliches Kontaktverbot. Wenn Eltern im Gefängnis sind, besuchen wir sie. Selbst Besuche in der Forensik haben wir möglich gemacht“, erzählt Denzer.

Er betont, dass die Arbeit im Heim immer auf die langfristigen Folgen abgestimmt sei. „Die Kinder werden größer, sehen ihre Eltern vielleicht kritisch, und doch suchen sie den Kontakt. Als junge Erwachsene bestimmen sie selbst, inwieweit sie sich darauf einlassen. Die meisten suchen ihn“, sagt er.

Daher nimmt Denzer Eltern immer die Angst, die Kinder könnten sich im Heim von ihnen entfremden. Seit 1909 gibt es das einst von einem Unternehmer als Waisenhaus gegründete Heim, das heute 120 Kinder stationär betreut. Im Stammhaus und in Außenwohngruppen in vielen Orten des Regionalverbandes lernen die Kinder, selbstständig zu leben.

Seit 2019 bietet das Heim Kleinstkindergruppen, weil es immer weniger Pflegefamilien gibt. Inzwischen hat das Heim für die ganz Kleinen schon eine Warteliste. Der Bedarf übersteige das Angebot. „Wir sind aber nicht der einzige Träger. Kinder, die in Not sind, finden einen Platz“, sagt Schmitt, registriert aber auch Nachfragen von Jugendämtern aus dem Bundesgebiet, die überregional nach Plätzen suchen. In Saarbrücken sei die Jugendhilfe gut aufgestellt.

Im Heim spielen lachende Kinder. Das Leid, das sie von zu Hause mitbringen, ist ihnen auf den ersten Blick nicht anzumerken. Schmitt: „Unser Heim kann eine Familie nicht ersetzen. Daher lassen wir die Kinder möglichst bei den Eltern und bieten ambulante Hilfen an. Nur wenn das nicht mehr funktioniert, kommen die Kinder zu uns. Und nur die allerwenigsten sehnen sich gar nicht mehr nach den Eltern.“ Schmitt ist stolz, wenn er auch diesen jungen Leuten helfen kann oder ehemalige Heimbewohner zu Besuch kommen.

Und Denzer sagt: „Wenn die dann berichten, dass ihre eigenen Kinder auf einem guten Weg sind, dann hat sich jede Mühe gelohnt.“